

# Der Sonntag

Unterhaltungs-Beilage der Saar-Zeitung

## Mutter Erde

Der Städter, der in Jahr und Tag einmal aufs Land hinaus fährt, kennt meist weder Bauer noch Dorf. Er leht im Gasthaus ein, verkehrt mit denen, die mit ihm kamen, ein paar fröhliche Stunden und geht dann wieder zum mehr oder weniger nahen Bahnhof, um heim zu fahren — Wie soll dieser Städter je hinter das Geheimnis von Dorf und Bauer kommen? Er weiß nicht um die tiefe Gemeinschaft der Leute im Dorf, die Generation um Generation lebhaft geblieben sind auf ihrer Scholle. Er begreift nicht, daß sie nicht hinaus können aus ihrer Gemeinschaft, daß der Weg hinaus für sie ebenso schwer ist, wie für Fremde der Weg hinein.

Der Bauer kennt die Gestirne des Himmels, er liest von ihnen ab, was die Witterung bringt. Die Eigenart des Sonnenuntergangs, das Rauhen der Blätter in den Blüten auf seinem Hof sind dem Bauer Zeichen, die er zu lesen versteht. Ja, es gibt für Wochen nichts Wichtigeres für ihn, als den Gedanken daran, ob es an einem bestimmten Tag regnen wird oder nicht; denn damit ist nach alter Regel das Wetter für lange Zeit vorausbestimmt.

All dies Artümliche, Unerschaffte ist dem Städter fremd. Und erst langsam wieder fängt er an, das Wort von der Mutter Erde und das andere vom Blut und Boden zu begreifen.

Der Mensch hat das Weltall erschaffen, ist vorgekommen in bis dahin verschlossenen Räumen und Träumen. Seine großartigen Maschinen schienen den Himmel zu stürzen. Seine Schiffe durchfurchen — über und unter See — alle Meere der Erde. Unzerte Graskräuter drachten zur Ueberquerung des Atlantischen Ozeans so viel Wochen, wie sie uns Tage kostet. Die Welt ist märchenhaft klein geworden.

Das Hirn der Menschen hat Wege erschlossen, aus bis dahin wertlosen Dingen kostbarste Stoffe zu formen. Denken wir an die Nähnadel, die uns lebenswichtigen Zellstoff liefert — Aber alles, was ausgeklügelt wird, nimmt seinen Weg von der festen Erde; und es ist auch von den erlauchten Geistern der Menschheit nichts so fern eronnen wie das Säen und Ernten, das Stroh und Worde, das Mutter Erde diktiert.

In einem Tag im Jahr dankt unser Volk dafür, trägt Haus um Haus in Stadt und Land bunte Festgewänder — Möchte dem Städter an diesem Tage, dem Erntedankfest, das Geheimnis vom Blut und Boden, von Mutter Erde ein wenig mehr aufgehen. Möchte er das Erlebnis dieses Tages mit hineinnehmen in den grauen Winter.

Scharping

## Seltames Gewitter

Im Volksmunde hieß er nur der alte Goltz. Merkwürdigerweise wußte niemand seinen Vornamen. Auch ich nicht. Mir war auf einer Festlichkeit der schöne Greisenkopf aufgefallen. So suchte ich seine Bekanntheit. Ich erfuhr, daß er auch „zum Bau“ gehöre. Er malte Nichts berufsmäßig, mehr zum Scherz, wie er meinte, und um die Wände seiner „Kaudritterburg“ nicht gar zu leer aussehen zu lassen.

„Wo liegt denn Ihre Kaudritterburg?“ fragte ich. Er nannte einen niedrigen Berg ganz in der Nähe der Stadt, der, wie ich mich erinnerte, mit reichlich verwildertem Buschwerk bedeckt war. Da kam der Kellner. Goltz machte eine einladende Geste und ließ ein zweites Glas bringen. „Lacrimae Christi?“ logte ich und blinzelte auf die Flasche.

„Meine Lieblingsorte.“  
„Nichtig“, verlegte ich, „Sie müssen Kenner sein. Besitzen Sie nicht selbst einen kleinen eigenen Weinberg?“

„Gewiß“, entgegnete Goltz nicht ohne Stolz. „Saure Wochen, laute Feste“, lächelte ich und dachte an den Krüher, der in unserer Gegend wohnt. Goltz sah mich am Arm. „Der Tropfen, der auf meinem Berge wohnt, ist mir ebenso lieb wie dieser hier. Besuchen Sie mich, probieren Sie ihn!“ Ich nickte lachend. Dann sahen wir uns nach langem erst zufällig auf der Straße wieder. „Sie wollten mich doch besuchen und meinen Wein probieren“, rief Goltz.



Photo. Schrich. M.

## Gaben unserer Mutter Erde

Wieder Brot und Frucht gegeben hat das Jahr, im Sonnenglanz reifen Beeren, reifen Aehren; — laßt uns nun die Stürme heben, festlich schmückt den Erntekranz!

Honigsüßer die Bienenwaben, in den Gärten, rund und prall leuchteten Äpfel, holde Gaben; auch die jungen Hirschen haben duftend Heu in ihrem Stall.

Seht, wie hoch die Fuder schwanke, seht, wie voll die Scheuern sind! Nun mit Herzen und Gedanken laßt uns fromm dem Schöpfer danken, eh' der frohe Tanz beginnt! — —

Dank für all' die reichen Spenden, für das täglich Brot im Schrag, Dank den treuen Helferhänden allerorten, allerorten — heut' am Deutschen Erntetag!

Bert Brennecke

„Gut“, entgegnete ich, „morgen bin ich bei Ihnen!“

Der Nachmittag war viel zu schnell. Goltz hatte mich kommen sehen. Noch ehe ich den schweren eisernen Klöppel auf die Blatte fallen lassen konnte, ging die Eisentür auf.

Er stand vor mir, trug ein braunes Samtwams.

Wir kletterten eine Wendeltreppe empor, durchquerten eine Diele und standen in einem mittelgroßen Raum. Ich sah Malgerät, Staffeleien, angebrochene Farbtuben, mitten drin auf einmal einen Teller mit Nahrung. Nur eine Ecke war möbliert. Zu beiden Seiten eines Backsteinkamins hingen gerahmte Bilder.

„Mein Lieblingsplatz“, sagte Goltz und zog einen dunkelblauen Stoffvorhang quer über den ganzen Raum.

„So trenne ich mich von meiner Kleiderlei! Bitte!“ Er öffnete den Deckel eines Zigarettensäckchens. „Der Wein kommt gleich... Lacrimae Christi! natürlich!“

Er ging. Ich erhob mich und sah zum Fenster hinaus. Die schweren Wollen hatten jetzt den Strom erreicht. Der graue Schleier über den Häusern am anderen Ufer deutete darauf hin, daß dort schon schwere Tropfen fallen mußten. Doch mich

zog es zu dem Zimmer und zu den Bildern zurück. Es waren eigentlich einige recht bunte Landschaften, sehr eigenartig in ihrer Komposition. In allen Gemälden jedoch stand ein und dieselbe Frau. Schlank, nicht mehr ganz jung, mit einem fast lahlen blonden Haar und einem egoistisch strahlenden tiefen Blau der Augen. Richtig, dort drüben des Kopfbild gab auch jene Frau wieder. Auch auf ihm erschienen die Züge des Gesichts eigenartig hart und puppenhaft. Das Rot der Wangen und des Mundes war hart abgegrenzt und gab dem Gesicht etwas Ekstatisches.

Ich mußte immer wieder diese dunkelblau ausgleichenden Augen ansehen. Der Blick des Bildes macht mich fast müde. Die Augen nach oben gerichtet, lehnte ich mich. Da vernahm ich Goltz' Stimme.

„Weshalb schauen Sie Magdalena an?“  
„Ich nehme an, das Bild stammt aus Ihrem Binzel“, erwiderte ich zerkürrt.

Er murmelte etwas und stellte Flasche und Gläser auf den Korbtisch.

„Gewiß, gewiß“, entgegnete er dann mit verklärter Stimme, „das Bild ist von mir und dieser Wein auch!“

Er goß die Gläser voll. „Zum Wohl, mein Herr!“

Ich tat ihm Bescheid und mußte belächeln, daß ich in den letzten Jahren kaum

einen besseren Wein gekostet hatte. Das Feuer schien durch alle meine Adern zu fließen. Ich sah Goltz an: „Auf Ihrem Berg wächst dieser Wein?“ — „Ja! Und wir wollen das Glas auf das Wohl jener Frau über uns leeren.“ Ich sah die gleichen harten Linien im Gesicht, das gleiche Aufgleisende im Blick.

„Wissen Sie auch, weshalb dieser Wein gut sein muß?“ fragte der Alte.

„Weil es kein Wein ist. Das, was Sie trinken, ist Magdalenas Blut!“

Ich erzählte über die späte Heiligkeit der Greisenstimme und über das gespenstige Aussehen seines Gesichtes. Als sei der Alte ein Hexenmeister, knatterte bei seinen Worten ein lauter Donner auf und leuchte ein Blühschwarz seinen Lichtschein ins Zimmer.

Magdalenas Augen verfolgten mich, ich konnte meine Blicke nicht von ihnen wenden. Jetzt beugte sich Goltz weit über die Tischplatte, seine Augen fanden nahe vor den meinen, hoch leuchte mir aus ihnen entgegen. „Und da Sie Magdalenas Blut tranken und da Sie dem andern so ähnlich leben, muß ich Sie hassen.“

Seine Stimme erstarb zu einem Flüstern. „Wissen Sie auch, daß die dort oben meine Frau war? Wissen Sie auch, weshalb das Rot der Wangen so brennt, das Rot der Lippen so glüht und die Augen wie ins Senflicht farren, so vor Todesangst starren...? Weil ich Magdalenas Bild so malte, wie ich es sah, als sie in den letzten Tagen lag.“

„Heh“, lachte er gellend, „es hat zwei Jahre lang eine gute Ehe gegeben! Bis der hübsche Junge kam... Ich alter Herr merkte nichts. Nichts! Bis ich an einem Herbsttag die beiden dort oben hinter dem Weinberg hinauf, in einer Laube fand. Dort drüben fand ein Gewitter, genau so wie heute. Sie lobten zum Weinberg, ich war betäubungslos, griff nach meiner Hute. Sie deckte ihn mit ihrem Leib, und ich traf...“

Die letzten Worte hatte der Alte hinausgeschrien. „Seit Jahrzehnten bin ich hinter dem Keel her, und heute habe ich ihn! Sie sehen ihm so ähnlich, daß Sie es sein müssen!“ Langsam kamen seine dünnen Greisenfinger auf mich zu. Ich sah wie im Bann. Jetzt fühlte ich, wie sie sich um meinen Hals strakten. „Sie sind es“, freilachte Goltz, „ich habe es an den Bilden bemerkt, mit denen Sie Magdalenas Bild ansehen.“

Fester lächelte ich die Krallen seiner Finger, mühsam rang ich nach Luft. Endlich fand ich mich. In wilder verzweifelter Wut rang ich eine Hand frei, mit der konnte ich die leere Flasche erschaffen. Hübnisch grüßten mich die Worte an „Lacrimae Christi“. Ich schwang die Flasche, wollte sie auf den Schädel des Alten niederlassen lassen... Da tat sich ein Abgrund um mich auf. Als ich wieder zum Bewußtsein kam, hörte ich eine fremde Stimme, alt und hüftelnd: „Unbesorgt, es war nur der Luftdruck...“

Ich schlug die Augen auf und sah voller Entsetzen, daß ich noch immer bei dem Alten war, auf einem Sofa lag, und sein Gesicht war wieder nahe dem meinen... Wie zur Abwehr erhob ich die Hände.

„Nichts, nichts“, knatterte der Alte.

„Danken Sie Gott, daß die Geschichte noch so gut abgelaufen ist... In die Ecke vor dem Fenster hat der Blitz eingeschlagen. Sie schwammen in einem Feuermeer... Unbesorgt, es ist Ihnen nichts geschehen... Sie sind nur benommen... Sie haben auch den Wein heftig getrunken! Er ist schwer!“

„Und die Frau, die Sie ermordet haben, und die Trauben, die auf dieser Stelle wuchsen...“ rief ich aufbegehrend.

„Lieber junger Freund“, lächelte Goltz väterlich, „Sie haben schwer geträumt... Den Wein beziehe ich aus der Stadt...“

„Und das Bild dort oben?“

„Stammt auch nicht von mir. Ich habe es im Kriege einem armen Kameraden abgelaufen.“

Mit Mühe erhob ich mich und trat zum Fenster, noch immer zwischen Tag und Traum pendelnd. An einer Ecke vor dem Fenster hatte der Blitz eine breite Bahn abgeschliffen... Hinter dem Weinberg rumpelte schlaftrig der letzte Donner...  
H. L.

Ein Polster konnte herbei und grüßte kramm beim Anblick des Blutes.

Der wachte. „Bringen Sie den Kranken in mein Auto. Ich fahre ihn zu einem Arzt.“

Unschlüssig sah er auf sein Tücherchen. Die Hand immer noch mit diesen Tränen in den Augen da.

„Kann ich Ihnen behilflich sein, Graf Ebdow?“ rief es aus einem Auto. Ein schnittiger grauer Sportwagen brach kurz.

Senator Orlandi, wenn Sie so freundlich sein würden. Können Sie vielleicht meine kleine nach Hause bringen? Ich möchte diesen Mann ins Krankenhaus schaffen. Sie verstehen, ein Deutscher. Ich möchte gern wissen, was mit ihm los ist. Er redete sinnlos Zeug, aber ich kann ihn doch nicht so hilflos lassen.“

Während das kleine Mädchen zu Senator Orlandi, einem Ministerialrat der brasilianischen Regierung, ins Auto gehoben wurde, wurde der Ohnmächtige vorzüglich von ein paar Polizisten in den großen weißen Wagen gehoben. Man betrat ihn behutsam auf die Kissen, der große Blonde setzte sich neben den Chauffeur. Langsam ging durch die Straßen.

Das deutsche Hospital von Rio de Janeiro lag inmitten tropischer Gewächse und weiter Rasenflächen still und kühl da.

Als das Auto hielt, kam der Chirurg gerade von seiner Privatwohnung herüber. Er erkannte das Auto und den Fahrer.

„O, Graf Ebdow. Was bringen Sie uns denn da?“

Er begrüßte den Vegetationsrat herzlich und respektvoll. Krankenträger waren schon dabei, den Ohnmächtigen herbeizuschaffen. Kurz unterrichtete Graf Ebdow den Mediziner von dem furchtbaren Ereignis.

„Ich habe keine Ahnung, was eigentlich los ist. Er schien in meiner kleinen irgend jemanden zu sehen, den er kannte. Jedenfalls sagte er so etwas Behiliches.“

„Was sagte er denn? Es ist natürlich wichtig für die Beurteilung des Falles.“

„Er rief: Gunde, Gunde, mein Kind!“

„Also offenbar eine Sinnestäuschung.“

„Lieber das Gesicht Ebdows suchte es.“

„Vermutlich“ sagte er. „Auf jeden Fall wäre ich Ihnen dankbar, Herr Professor, wenn ich fortlaufend Nachricht über das Ergehen des Kranken bekäme. Für die Kosten komme ich selbstverständlich auf.“

Der Arzt schüttelte eine leise Bewunderung. Graf Ebdow schien außerordentlich erregt. Vielleicht bestand irgend eine Beziehung zwischen ihm und diesem Ohnmächtigen. Aber der Arzt hatte in seinem Leben schon soviel merkwürdige Dinge gesehen, daß er sich nicht lange den Kopf darüber zerbrach. Er versprach Graf Ebdow, alles für den Kranken zu tun.

Es war Abend. Die kleine Marianne lag längst im Bett. Sie war heute schwerer als sonst eingeschlafen. Der Schreck hatte noch in ihr nachgewirkt. Sehr aber war es im Kinderzimmer still. Fraulein Gisela, die Pflegerin der kleinen Marianne, war nebenan, mit einer Näharbeit beschäftigt, auch noch. Sie hätte durch die offene Tür das ganz leise, zarte Atmen des Kindes.

Graf Ebdow lag in seinem Arbeitsraum. Er hatte eigentlich eine Einladung zu einem besondern brasilianischen Großindustriellen, aber im letzten Augenblick hatte er abgelehnt. Diese seltsame Begegnung ließ ihn nicht zur Ruhe kommen. Wer war dieser Mann?

Wieviele hatte er Marianne „Gunde“ genannt. Ein scharfer nachdenklicher Zug lag auf dem Gesicht Ebdows. Seine Blick hing dabei an einem großen Porträtbilde an der Wand ihm gegenüber. Es stellte eine junge, schöne Frau dar, mit lachenden Augen und weichen braunen Haaren, die ganze Gestalt schien in ihrer heiteren Jugendzeit und Lebendigkeit geradezu aus dem Rahmen herauszutreten zu wollen. Eine große Scheibe mit vollerblichten Blüten deutete auf einem kleinen Tisch dicht unter dem Bilde.

Ebdows Augen umflorten sich mehr und mehr. Das war nun das Einzige, was er für seine geliebte Beatriz noch tun konnte, daß er täglich diese Schale mit frischen Blüten füllte. Aber was nützen die lebendigen Blumen und das lebendige Gedanke, wenn der Mensch, dem dies alles galt, nicht mehr da war!

Zwei Jahre waren es nun schon her, daß Beatriz von ihm gegangen. Was war alles menschliche Planen und Wollen? Damals, als sie in Fiebersehnenen bewußtlos im Wochenbett lag, da hatte man nur einen Gedanken gehabt, sie über alles hinwegzubringen. Sie sollte leben, und sollte es auch um den Preis eines frommen Betruges sein. Damals hatte er seine Eltern gebeten, ein Mädchen zu suchen, das man an Kindesstatt annehmen konnte. Beatriz mußte glauben, es wäre ihr eigenes. Er hatte nicht wissen wollen, woher das Kind kam, wenn es gehörte. Er wußte nur, daß es das Kind einer deutschen Mutter war, die einen Rufsen geheiratet hatte und Gordon hieß. In diesen Tagen des Schmerzes um sein erstgeborenes, sofort wieder hinweggenommenes Kind, in den Tagen der furchtbaren Sorge um Beatriz hatte er nicht weiter geforscht und gedacht.

Das kleine Wesen war gekommen. Es sah aus, wie für einen Mann alle neugeborenen Kinder aussehen, ein wenig schrumpelig, sehr rot und fonschlich. Aber als Beatriz erwachte, als man ihr das Kindchen in den Arm legte, als sie mit einem tiefen Ahseln der Befriedigung ihre Lippen auf das zarte Köpfchen drückte, und immer wieder vor sich hinflüsterte: „Mein Kind, mein, unser Kind, Wulf, unser liebes, geliebtes Kind“ — da schwor Wulf von Ebdow es sich zu: so wie Beatriz dies Kindchen liebte, so wollte er es auch lieben.

Den Schwur hatte er gehalten — auch dann, als ein hartes Geschick ihm schon nach einem Jahr die Frau genommen. Nur ein Grab auf dem deutschen Friedhof war ihm geblieben. Und geliebt war ihm Klein Marianne. Jetzt erst glaubte er, die geheime Fügung des Schicksals richtig zu erfassen. Sein Leben war nicht arm geworden; denn das Kind war ihm wie ein Vermächtnis der teuren Toten. Er hatte eine Aufgabe zu erfüllen, Beatriz' Werk fortzuführen.

Niemand außer seinen Eltern und der Adoptivmutter drüben in Deutschland wußte etwas davon, daß Klein Marianne in Wahrheit das Kind einer Anderen war. Darum hatte ihn die heutige Begegnung so tief erschreckt. Wer war dieser Mann? Warum hatte er den Namen „Gunde“ gewählt, den gleichen Vornamen, den Klein-Mariannes wirkliche Mutter Gunde Gordon trug? Er

nahm das ertragen.

Schon am nächsten Morgen war Graf Ebdow im deutschen Hospital. Der Kranke war bei Bewußtsein und verlangte dringend nach dem Herrn, dem er am Vortage mit dem kleinen Mädchen begegnet war. Er lag ganz still. Nur die Umzüge seiner Hände, die immerfort über die Bettdecke tasteten und die Angst, mit der seine Blicke auf die Tür gerichtet waren, zeigten seine innere Spannung.

„Was Ebdow nahm erst Rücksicht im Zimmer des Oberarztes. Dann ging er neben dem Arzt den Korridor entlang auf Zimmer 22, in dem der Eingelieferte lag.“

„Bleiben Sie einen Augenblick draußen, Herr Graf, ich werde den Kranken vorbereiten.“

Unruhig ging Ebdow vor dem Zimmer auf und ab. Was würde ihn da drinnen erwarten? Nach einer Weile kam der Mediziner herüber.

„So, nun können Sie hinzugehen. Wer eine Bitte: Zornig das Gespräch zu unterbrechen, bitte abbrechen. Das Herz des Mannes ist nicht besonders gut. Wir wollen doch keine unangenehmen Überraschungen erleben.“

Ebdow trat ein. Der alte Herr saß im Bett. Seine großen blauen Augen waren angstvoll auf den Eintretenden gerichtet. Woher konnte ich diese Augen, dachte Ebdow, an wen erinnern sie mich? Er kam nicht darauf, aber das abgekehrte Gesicht dieses Unbekannten schien ihm eigenartig vertraut.

„Guten Tag“, sagte er freundlich, „wie geht es Ihnen? Sie haben gewünscht, mich zu sprechen?“

„Und wie ich das gewünscht habe, Herr Graf. Entschuldigen Sie nur, daß ich Ihnen solche Angelegenheiten gemocht habe. Aber es übernahmte mich, als ich das Kind sah — das Kind“, wiederholte er leiser. Seine Augen wurden feucht.

Ebdow setzte sich ans Bett.

„Nun beruhigen Sie sich erst mal und dann erzählen Sie mir, was Sie auf dem Herzen haben. Vor allen Dingen muß man ja wissen, wer Sie sind. Sie haben dem Krankensaus gegenüber jede Angabe ihres Namens verweigert. Warum eigentlich?“

„Weil ich erst mit Ihnen sprechen möchte, Herr Graf. Etwas hängt mit dem Anderen zusammen. Darf ich Ihnen erzählen? Und werden Sie auch nicht glauben, daß ich ein Betrüger bin? Ich schwöre Ihnen: es ist alles lauter Wahrheit.“

Ebdow nickte. Dieser Mann konnte keine Unwahrheit sprechen, das fühlte er ganz genau.

„Vor langer Zeit“, begann der Kranke leise, „war ich ein angesehen Kaufmann in Konstantinopel. Ich kamme aus Hamburg. Mein Schwiegervater war einer der reichsten Kherber dort. Ich betätigte mich in Konstantinopel an einem Handelsstand, das zur Hälfte einem Türken, Sourdy Bey, gehörte.“

Ebdow nickte.

„Sourdy Bey? den Namen habe ich doch heute erst gehört, richtig, im Zusammenhang mit einer Schiebergeschichte, die im Augenblick nachgeprüft wird. Es sollen zwei Deutsche geschädigt sein.“

Der Kranke schüttelte lebhaft den Kopf. Keine Geschichte auf seinen blauen Wangen:

„Keine Namenähnlichkeit Herr Graf, es ist derselbe Sourdy Bey. Er hat auch mich ins Unglück gebracht, hat betrügerischen Vortritt gemacht und ist dann auf und davon. Er hat es so eingerichtet, daß man mich auf ein paar Jahre ins Gefängnis schickte. Frau und Kind gerieten in dieser Zeit ins Elend. Wie habe ich sie wieder gesehen. Lassen Sie mich schwören über diese Jahre! Dann wurde ich entlassen. Ich wollte zu meiner Frau erst wieder zurückkehren, wenn ich etwas geworden war, ich wollte ihr nicht zur Last fallen. Meine Frau ging nach Bakareh. Dort blieb sie mit der kleinen Gunde.“

Ebdow hob den Kopf. Gunde, wieder der Name Gunde! „Wie hieß Ihre Frau?“ fragte er rasch. „Und wie Ihre kleine Tochter?“

„Meine Tochter hieß Gunde. Und meine Frau Marianne Bärner.“

„Marianne Bärner, Gunde Bärner — o mein Gott, dann sind Sie also Herr Bärner?“

Der Kranke nickte:

„Das bin ich, Herr Graf. Oder glauben Sie mit am Ende nicht?“

Ebdow faßte die Hand des Kranken:

„Ich glaube Ihnen, Herr Bärner.“

Seine Stimme klang tief erschütterter.

„Und nun sagen Sie mir eines noch: Ihre Tochterchen, Ihre kleine Gunde, war Sie vielleicht in Bakareh beim Ballett und eine ganz besonders begabte Tänzerin?“

„Zunächst, Herr Graf. Die letzte Nachricht, die mich von meiner Frau erreichte, war die, daß Gunde in Bakareh beim Ballett wäre und man ihr eine große Zukunft prophezeie. Ich habe auf diesen Brief nie geantwortet. Meine Frau sollte ja nicht wissen, wo ich bin. Aber Sie können sich denken, mit welcher Sorge ich von fern die Entwicklung meines Lieblings in Gedanken begleitet habe.“

Gunde Bärner, dachte Ebdow. Jetzt wußte er auch, wo er den Namen hintun sollte. Nun wußte er auch, was ihn in den Augen des Kranken irgendwie bekannt angeregt hatte.

Die Orgelstunde wich zurück, die Vergangenheit hing auf. Ein kalter Wintertag in Bakareh. Schneereichen. Ein ätternes Mädchen weinend auf einer Bank; die kleine Schneepinzessin aus dem Märchen. Das war die kleine Gunde Bärner gewesen. Er hatte sie gerettet, er hatte ihr Geld gegeben, sie heimgebracht zu ihrer Mutter. Er hatte damals seine Tante Beatriz' Mutter, geboren, sich um dieses kleine deutsche Mädchen zu kümmern. Auch danach hatte er die rumänische Hauptstadt verlassen müssen. Wie hatte er die kleine Gunde wiedergesehen. Beatriz' Mutter aber hatte er gebeten, darüber zu schweigen, daß er es war, der Gunde in das Haus Stegen brachte, er wollte die kleine Schneepinzessin nicht betrüben.

Und jetzt? Hier war der Vater Gunde Bärners. Welch geheimnisvolle Verbindung! Und er ahnte ja, daß sie noch viel weiter reichte.

„Wissen Sie, ob Ihre Tochter verheiratet war und wen sie geheiratet hat?“

Der Kranke nickte:

„Ja, einen gewissen Gordon. Aber sie ist schon lange nicht mehr bei ihm.“

Gunde Bärner — Gunde Gordon! Ebdow durchfuhr es wie ein Blitz hellster Erkenntnis. Sein Schneepinzessin aus Bakareh — und die Frau, die eines ihrer Kinder hergegeben, um Beatriz' Leben zu retten, waren eine Person! Klein Marianne war Gunde's Tochter! —

Wenden ihm fuhr der alte Mann zu reden fort: „Das alles habe ich durch Nachforschungen erfahren. Ich habe im letzten Jahre ein wenig Geld gehabt und ein kleines Vermögen sammeln können. Nun wollte ich heim zu meiner Tochter, Fritzke — die Schande meiner ungerechten Beurteilung, die liegt noch immer auf mir. Darum habe ich mich auch bis heute noch nicht bei meinem Kinde gemeldet. Ich habe die Spar-Sourdy Bey durch die ganze Welt verfolgt, hier habe ich ihn gefunden. Das verbräutete Geld mag er behalten, aber er soll mir meinen guten Namen wiedergeben. Wie soll ich sonst meinem Kind vor die Augen treten? Sie hält mich für tot. Was soll ich Gunde sagen, wenn ich jetzt zu ihr komme?“

Seine Lippen zitterten. Begütigend drückte Wulf von Ebdow die kraftlose Hand des Kranken:

„Das wird alles werden, Herr Bärner. Nun sagen Sie mir noch eins: warum erschrecken Sie so, als Sie mich gesehen mit meiner kleinen Tochter haben? Warum rufen Sie: Gunde, Gunde?“

Der alte Mann wandte beschämt den Blick fort:

„Ja, es war trübe, aber genau so wie dieses kleine Mädchen an Ihrer Hand, so sah das letzte Bild aus, das meine Frau mit der kleinen Gunde nach Amerika geschickt hatte. Ich glaubte, Gunde vor mir zu sehen, wie sie als Kind gewesen war. Verzeihen Sie mir, aber wenn man soviel durchgemacht hat wie ich, dann übermannt es einen schließlich.“

„Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen, mein lieber Herr Bärner.“ Wulf's Stimme zitterte von dieser Bewegung:

„Aber nun bitte ich Sie nur um eins: machen Sie sich keine Sorgen mehr. Es wird alles gut werden. Alles, das verspreche ich Ihnen.“

„Und Sourdy?“ fragte Bärner ängstlich. „Wird er nicht wieder auf und davon gehen?“

„Das wird er nicht. Ich glaube, daß er in diesem Augenblick, in dem wir beide miteinander sprechen, schon verhaftet ist. Sie müssen jetzt sehen, gesund zu werden, der Arzt sagt, Sie brauchen nur ein wenig Kräfte sammeln. Auf Wiedersehen, mein lieber Herr Bärner. Sie hören bald von mir.“

In tiefem Gedanken fuhr Ebdow seinem Helm zu. In Jürgen Bärner hatte er den Vater Gunde's und den Großvater seiner kleinen Marianne gefunden. Aber das hatte er dem Kranken nicht sagen können — es hätte ihn doch zu tief erregt. Der alte Mann mußte ganz langsam an die Wahrheit herangeführt werden. Außerdem mußte jeder Schritt jetzt sorgfältig überlegt werden, denn Klein-Mariannes unbeschoertes Kinderdasein durfte nicht gefährdet werden. Das war sicherlich auch im Sinne Gunde Bärners. Man mußte sich mit ihr in Verbindung setzen.

Gunde Bärner, wie sie wohl geworden sein mochte? Er sah immer noch das flehliche Gesichtchen vor sich. Ja, wo hatte er denn seine Augen gehabt? Marianne war doch ganz ihr Ebenbild! Nur eins wollte ihm zu dem Bilde Gunde Bärners, wie er es von damals in sich trug, nicht kommen: daß sie ihr Kind hatte weggeben können. Da war irgend ein Bruch in seiner Vorstellung von dem Wesen Gunde Bärners, der ihm schmerzlich war.

Wulf von Ebdow vernahm kaum all die anderen Gedanken über die Vergangenheit und Zukunft in sich zur Ruhe zu bringen. Aber als er heimkam, blieb ihm für seine eigenen Angelegenheiten nicht mehr viel Zeit. Die Kriminalpolizei hatte dringend nach ihm verlangt. Er hatte ja den Schatz der beiden deutschen Kaufleute übernommen, die durch Sourdy Bey geschädigt worden waren. Es war jetzt, so teilte ihm die Kriminalpolizei mit, genügend Material gegen Sourdy Bey vorhanden. Er war nebenbei festgenommen und dem Polizeikommissar vorgeführt worden.

„Ich habe wahrscheinlich noch mehr Material gegen diesen sauberen Herrn“, sagte Ebdow zu dem Polizeibeamten, „es scheint, daß er einen deutschen Staatsangehörigen vor Jahrzehnten in Konstantinopel um sein Geld gebracht hat. Ich würde gern darüber einmal Näheres mit Ihnen besprechen.“

„Dann werden wir den Herrn Oberkommissar verständigen, morgen bei Ihnen vorzusprechen“, versprach der Beamte.

Sehr zufrieden hing Wulf von Ebdow an, es schien doch, als wäre die Wiederherstellung der Ehre des alten Bärner nicht mehr fern.

II. Kapitel.

In Gunde's Wohnung in München fand der Kesselteller für Klein-Trizie gepackt. Trizie sollte am nächsten Tage mit einer befreundeten Familie nach Schloßsee reisen. Gunde hatte noch alle Hände voll zu tun, um alles für ihren Liebling zu richten. Die kleine trippelste ungeduldig von einem Zimmer zum anderen. Immer neues Spielzeug brachte sie angeschleppt, das durchaus noch mit in den Koffer mußte.

„Der brave Teddy muß auch mit“, erklärte sie energisch und versuchte, einen grünen Ballbären noch in den Koffer zu kramen.

„Aber, Trizie, du hast doch schon drei Puppen und fünf Bärchen mit“, meinte Gunde lächelnd. „Du kannst doch schließlich nicht das ganze Spielzeug mit einpacken.“

„Am besten ist es, ich gebe mit Trizie noch ein bißchen in den Koffer“, meinte Hildegard. Das Kind macht Sie beim Baden auch ganz verdreht, Frau Bärner, komm, Trizie, wir nehmen das neue Segelschiff mit, du kannst es im Koffer auf dem Tisch schwimmen lassen.“

Sofort hatte Trizie den grünen Bären und fünfliche anderen Spielbären verabschiedet. Das Schiff im Koffer, zog sie feelig nach Hildegards Hand nach dem Koffer.

Die große Spielwiese im Hintergarten war immer der Anziehungspunkt für sämtliche Kinder. Weit entfernte Rasenflächen, auf denen man sich herumtummeln konnte. Ein Planschbecken und ein großer Teich, auf dem schon eine ganze Reihe kleinerer und größerer Schiffe schwammen. Hildegard setzte sich auf ihren gewohnten Platz, eine schattige Bank, von wo aus sie Klein-Trizie beobachtet konnte. Trizie zog Schach und Strampfe aus, dann trauerte sie dem Teich zu. Bald schwamm das Fahrzeug mit geblähten Segeln auf dem Wasser. Trizie hielt ängstlich die Schnur fest, damit das Spielzeug ihr auch nicht entglitt. Hildegard bekam bald Gesellschaft von ein paar Kinderpflegerinnen und der Nachbarin, die bevorstehenden Ferien und die verschiedenen Reisepläne wurden ausgiebig erörtert. Bählich kam Klein-Trizie gelaufen.

„Trizie will auf andere Seite gehen, Onkel hat gesagt, dort ist mehr Wind.“

Sie wies mit dem kleinen runden Händchen auf die andere Seite des Teiches, die aber auch von hier aus völlig zu übersehen war.

„Ja, geh nur, Trizie“, sagte Hildegard, „aber nicht weiter als bis dort drüben hin.“